Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 9 (1933-1934)
Heft: 7

Artikel: Die Geschichte mit dem Regulator
Autor: Zaugg, Richard
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1065975

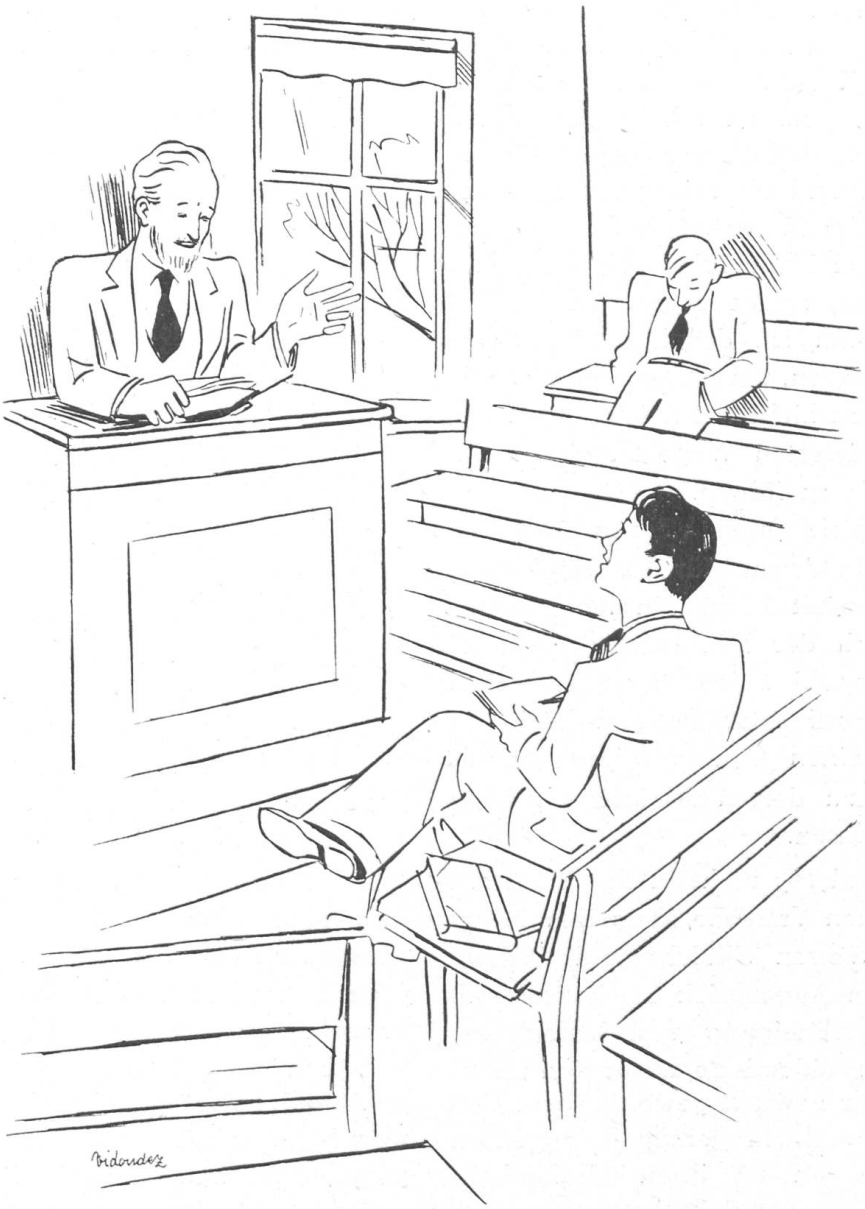
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Die Geschichte mit dem Regulator

Von Richard Zaugg

Illustriert von Marcel Vidoudez

Wenn ein junger Mann die Entdekkung gemacht hat, dass er liebt, nicht etwa nur verliebt ist, sondern dass für ihn die Stunde für jenes einzigartige Erlebnis der wahren, einmaligen Liebe geschlagen hat, die sich im feurigsten und längsten Leben nicht mehr als ein, zwei-, drei-, vier-, fünfmal wiederholen kann, ist er von diesem Ereignis so erfüllt, dass alle Fragen, die ihn sonst beschäftigen, das Problem: Demokratie oder Diktatur, Lohnabbau oder geschäftliche Verbesserung, die Standortwahl für die nächsten Sommerferien, in den Hintergrund treten. Alle seine Interessen ertrinken in dem übermächtigen Verlan-

gen, sich zum mindesten für einige Tage voll und ganz dem neuen Gefühl hinzugeben, sich an dessen Glut zu sonnen, in seiner Tiefe zu schwimmen, seiner Fülle zu berauschen, vor dessen Höhe zu schaudern und ob seiner Allgewalt zu zittern. Diesem ersten, mehr passiven, Stadium der Liebe folgt bei jedem jungen Manne, sofern er nur ein rechter junger Mann ist, der Entschluss, alles daran zu setzen, um Mittel und Wege zu finden, seine Liebe auf dem geraden und deshalb kürzesten Wege zu einem ehrbaren Ziele zu führen.

So und nicht anders wäre es auch Jean Lioba, Privatdozent für Philosophie an der Universität Zürich, in jenen ersten Tagen nach der Erleuchtung, dass er Miggi Rappold liebte, ergangen, wenn nicht ein bestimmter Umstand ihn weder zu dem reinen Genuss seines Gefühls noch gar zu dessen Aktivierung hätte kommen lassen.

Der Grund lag nicht in der immerhin bedenklichen Tatsache, dass ihm Miggi mit den Worten «Molch» und «Heuchler» in dem Augenblick unmissverständlich ihre Abneigung und Verachtung ins Gesicht schleuderte, als er sich seiner Liebe zu ihr bewusst geworden war und ihr – ungeschickt genug – ungefragt sein Missfallen an ihren Maskenball-Kavalieren ausgedrückt hatte. Die Störungsquelle war völlig anderer Natur.

Eine unheimliche Rastlosigkeit hatte die, durch lange Gewohnheit geheiligte, Tageseinteilung Liobas auf den Kopf gestellt. Während er sonst gegen neun Uhr sein Frühstück gemütlich im Bett zu nehmen pflegte, um nachher, ebenfalls noch im Bett, noch ein Stündchen, die eine oder andere philosophische Kleinigkeit zu lesen und zu überdenken, stand er jetzt schon um halb neun Uhr auf und begab sich nach einer stehend eingenommenen Tasse Kaffee unverzüglich auf plan- und endlose Wanderungen.

* * *

Wer den distingierten jungen Mann in handgenähten Rahmenschuhen, einem dunkeln Überzieher aus einem Stoffe bester englischer Herkunft und dem diskreten Borsalino etwa auf der Bahnhofstrasse beobachtet hätte, wäre nie auf den Gedanken gekommen, dass diesen jungen Mann finanzielle Sorgen drückten. Und wen die fünfzig Rappen nicht gereut hätten, die es kostet, die Steuerverhältnisse eines beliebigen Mitbürgers in Erfahrung zu bringen, wäre erst recht nicht auf diesen Verdacht gekommen. Denn Jean Lioba versteuerte ein Vermögen von 175 Mille und ein Einkommen von 10,500 Franken. Und doch musste sich Lioba als einen Mann betrachten, der zwar langsam, aber sicher dem finanziellen Zusammenbruch entgegenschritt.

Lioba hatte es lang genug vermieden, sich über seine Vermögenslage völlige Klarheit zu verschaffen. Es war ihm seit über einem Jahre kein Geheimnis, dass er mehr brauchte, als er einnahm. Aber von dem Tag an, an welchem ihm diese unerfreuliche Tatsache bewusst geworden war, hatte er mit der guten Gewohnheit aufgehört, seine kleine Buchhaltung genau zu führen. Um seine Gewissensbisse zu betäuben, hatte er zwar noch alle seine täglichen Ausgaben pflichtgemäss in ein Heftchen eingetragen, aber er hatte das Buch vernachlässigt, welches das Verzeichnis seiner Wertschriften, die Konversionen, Titelkäufe und -verkäufe, die Zins- und Dividendeneingänge, sowie seine Bezüge von der Bank enthielt, welche sein Vermögen verwaltete. Die Mitteilungen der Bank hatte er nur noch flüchtig gelesen und sie ungeordnet in eine Schublade geschoben, während er

früher deren Inhalt pflichtschuldigst gleich nach Erhalt vermerkt und die Briefe einem Ordner eingefügt hatte. Der Widerwille, seine Buchhaltung ordnungsgemäss zu erledigen, wurde noch durch einen besondern Sachverhalt erhöht. Es war ein Buch, das seinerzeit sein schon lang verstorbener Vater zu ähnlichen Zwecken benutzt hatte. Es trug noch immer auf der ersten Seite in dessen ehrlichen Schriftzügen die Anschrift : Kassa. Lioba hatte anlässlich seiner Volljährigkeit den gewichtigen Folioband in Obhut genommen. Nur die ersten beschriebenen Seiten hatte er herausgerissen und ihn pietätvoll weiter verwendet. Solang alles gut ging, war das Nachführen seiner Buchhaltung mit einer angenehmen Erinnerung der Dankbarkeit verbunden gewesen. Aber seit dem denkwürdigen 15. Januar vor zwei Jahren, an welchem er an Hand eines Jahresberichtes seiner Bank hatte feststellen müssen, dass der Kurswert seiner Titel fast auf die Hälfte gesunken war, konnte er das Buch nicht mehr sehen, ohne dass ihm daraus das Bild seines Vaters halb traurig, halb vorwurfsvoll entgegensah.

Er hatte seit Monaten im Sinne gehabt, diesem unwürdigen Zustand ein Ende zu setzen, den wahren Sachverhalt seiner finanziellen Lage in allen Einzelheiten zu prüfen und dementsprechend wie ein Mann zu handeln. Aber er hatte es doch nie fertig gebracht. Erst an jenem Sonntagmorgen nach dem Maskenball hatte er, er wusste selbst nicht wie, den Mut zu dieser peinlichen Arbeit gefunden. Auf das Mittagessen verzichtete er an diesem Tage. Der Duft des sonntäglichen Bratens hatte nicht wie sonst seinen wohligen Appetit geweckt, sondern, vielleicht auch infolge des ungewohnten Alkoholgenusses der vorigen Nacht, ihn mit Abscheu erfüllt. Um 6 Uhr abends stand auf einem kleinen, weissen Papier das Resultat seiner vielstündigen Bemühungen. Es war niederschmetternd.

Frau Schüepp hatte zu Ehren des Sonntags am Radio ein kleines Orgelkonzert eingeschaltet. Uneigennützig, wie sie war, wollte sie diesen Genuss auch andern zugänglich machen. Sie hatte die Türe des Wohnzimmers geöffnet und einen Spalt weit jene Liobas. Er war zu schwach gewesen, um aufzustehen und die Pensionsmutter zu bitten, ihre eindrückliche Begleitmusik zu seinem Jammer abzustoppen. Unbeweglich sass er, die Arme auf den Schreibtisch gestützt, da und starrte auf die dürren Zahlen, die bewiesen, dass ein Wendepunkt seines Lebens gekommen war. Er vermochte sich von dem Anblick erst zu lösen, als das Orgelkonzert mit brausenden Akkorden schloss. Er hatte sich unausgekleidet in das Bett gelegt und war unverzüglich in einen totenähnlichen Schlaf gefallen. Er erwachte erst, als Frau Schüepp an die Türe klopfte, um das Frühstück zu bringen. Von diesem Morgen an war es um seine Ruhe geschehen gewesen.

* * *

Lioba hätte es noch erträglich gefunden, wenn es ihm gelungen wäre, die Gedanken auf den planlosen Wanderungen durch die Strassen Zürichs auf den Gegenstand seiner finanziellen Sorgen zu konzentrieren. Es ging nicht. Jedes Mal, wenn er sich vorstellte, wie der Bankbeamte, der sein Konto führte – er hatte ihn selbstverständlich nie gesehen, aber es war in seiner Phantasie ein hagerer Sechziger von kleiner Gestalt in einem grauen, etwas abgewetzten Anzug, mit einem winzigen Kopfe, weiss melierten Haaren und unerbittlich strengen Augen – wenn er sich diesen Mann vorstellte, wie er sich über sein Konto bückte, seine schmalen Lippen breit zog, mit seinem

knochigen Finger einen Lehrling herbeiwinkte und mit den Worten auf sein Konto wies :

« Sehen Sie, junger Mann, hier haben Sie ein markantes Beispiel für den heute so häufigen Fall einer scheinbar wohlbegründeten Existenz, die über kurz oder lang vor dem Ruin steht. Sehen Sie dieses Titelverzeichnis : Kurswert Franken 175,000 und hier Zins- und Dividendeneingänge 10,100 Franken, Zahlungen an den Kunden 9,800 Franken. Das war vor zwei Jahren. Ein Jahr später : Kurswert der Titel 94,000 Franken, Zins- und Dividendeneingänge 5,350 Franken, Zahlungen an den Kunden 9,200 Franken. Merken Sie etwas ? Und hier ist der letzte Jahresabschluss : Kurswert der Titel – – –. Und dabei habe ich seinen Vater gekannt, den alten Herrn Lioba, ein vorsichtiger Mann, ein Charakter wie Gold. Er würde sich im Grab umdrehen, wenn er wüsste, dass sein Sohn ... »

Immer wenn sich Lioba bemühte, diese Szene zu Ende zu denken, um sie loszuwerden, bedrängte seine Phantasie ein anderes Bild. Die widerwärtige Gestalt jenes Individuums, das Miggi zum Maskenball begleitet hatte, und dessen verdächtiges Gehaben, welches ihn damals zu seiner unverzeihlich dummen Einmischung veranlasst hatte. Natürlich war seine Intervention dumm gewesen. Wie kam er dazu, Miggi vor ihrem Begleiter zu warnen ? Erstens kannte er ihn doch überhaupt nicht, und zweitens, wo hätte er das Recht zu dieser Warnung hergenommen, selbst wenn er ihm als der grösste Lump Europas bekannt gewesen wäre ? Miggi wusste ja gar nicht, dass er sie liebte. Und vor allem hatte er nicht den geringsten Anlass, zu glauben, dass sie seine Liebe erwiderte. Und doch konnte er seine Intervention nicht bedauern. Miggi war bestimmt in Gefahr. Er hatte damals die verdammte Pflicht gehabt, sie zu warnen und jetzt verlangte die gleiche Pflicht von ihm, dieser Gefahr nachzugehen, Miggi vor derselben zu bewahren. Er war mehr als je davon überzeugt, dass Gefahr drohte. Er war Miggi seit jenem Abend mehrmals in den Hallen der Universität begegnet. Sie hatte ihm zwar regelmässig den Rücken zugekehrt, aber nie war sie ohne diesen Berkel gewesen. Berkel hiess er. Er hatte es hören müssen, wie sie denselben einmal freudig mit den Worten : « Salü, Berkel ! » begrüsst hatte. Nicht etwa mit « Salü, Herr Berkel ! » oder schliesslich auch noch mit : « Salü, Fritz, Franz, Charly, Karl, Jakob. » Diese Anrede eines offenbar intimen Freundes nur mit dem Geschlechtsnamen war ihm ohnehin unsympathisch. Wenn eine Schriftstellerin, eine Sängerin, die Präsidentin eines charitativen Verbandes ihren Freund oder Mann mit dem Beruf eines Reklameschriftstellers oder Frontenführers als Kuhn, Tobler, Biedermann anredete, konnte er es zur Not noch ertragen. Aber bei Miggi schien es ihm unnatürlich. Und dieser Berkel gefiel ihm wirklich nicht. Er musste diesem Berkel nachgehen. Er musste wissen, was dieser Berkel trieb. Er musste ihm hinter die Schliche kommen. Unter allen Umständen. Aber hinter welche Schliche ? Und wie ? Sobald er versuchte, einen brauchbaren Plan zu schmieden, fiel ihm wieder jener Beamte ein, der sein Bankkonto führte oder eine andere Zwangsvorstellung, die seinen finanziellen Sorgen entstieg.

* * *

Die Vorlesungen der Herren ordentlichen Professoren sind nie so zahlreich besucht wie gegen den Schluss des Semesters. Bei den Kollegien der Privatdozenten trifft gerade das Gegenteil zu. Während im erstgenannten Falle selbst jene Studenten, die im Laufe des Semesters nicht immer Zeit und Gelegenheit fanden, ihre belegten Vorlesungen regelmässig zu besuchen, grossen Wert darauf

legen, die letzten 14 Tage ohne Unterbrechung anwesend zu sein, um ihre Physiognomie dem vortragenden Professoren so gründlich einzuprägen, dass sie das Testat für den Besuch des Kollegs anstandslos ausgestellt bekommen, fehlen bei den Vorlesungen der Privatdozenten, wenn es gegen die Ferien zu geht, gern sogar die sonst getreuen Hörer. Sie wissen, dass diese Testate für das spätere Examen nicht obligatorisch sind und ferner, dass jeder Privatdozent ihnen jedes Testat zu jeder Zeit selbst nach Jahren und noch so gern ausstellt.

Als Dr. Jean Lioba gegen Ende Februar wieder einmal zu seiner Vorlesung über « Erläuterungen zur Methaphysik des Unterbewussten mit besonderer Rücksicht auf den Panlogismus von Eduard von Hartmann » antrat, musste er feststellen, dass seine Hörerschaft auf jene Zahl zusammengeschmolzen war, die man in akademischen Kreisen als Minimum für ein Kollegium betrachtet. Frau Rappold fehlte nun schon zum drittenmal. Ob Miggi ihrer Mutter eine Andeutung gemacht hatte ? Das wäre furchtbar. Aber es war unwahrscheinlich. Dass dieser Paganovitch ausblieb ! Es musste etwas dahinter stecken. Ein Trost blieb : Schär war da. Und auch dieser Hürzeler schien gewillt, auszuharren.

Gegen das Ende der Vorlesung fühlte er die Augen des Studenten Schär noch aufmerksamer als sonst auf sich gerichtet. Sprungbereit sass er nur halb in der Bank. Er musste ein besonderes Anliegen vorhaben. Wirklich, Lioba hatte kaum geschlossen, als der Student Schär schon auf ihn zugeflogen kam. Er hatte das Testatbüchlein in den Händen. Aha, das war es. Aber nein, als er ihm das Heft mit seiner saubern Unterschrift zurückgab, machte sich Schär nicht wie sonst mit einer ungeschickten kleinen Verbeugung davon. Er blieb stehen, wurde bis zu den Haarwurzeln rot und stammelte : « Ich möchte mich noch von Ihnen verabschieden.» «Aber doch nicht für immer ? » entfuhr es Lioba.

« Ich habe », sagte Schär mit einer gewissen Gewichtigkeit, « vor, im nächsten Semester meine Dissertation abzuschliessen, und dann kommt die Arbeit für das Examen. Ich fürchte, ich werde meine letzten zwei Semester Ihre Vorlesungen nicht mehr besuchen können. »

Lioba spürte, dass Schär damit rang, ihm seinen Dank für das Empfangene auszusprechen. Lioba hätte ihn um alle Welt nicht davon abhalten wollen. Aber als er sah, dass der junge Mann die Worte doch nicht finden würde, sprang er ihm bei und lud ihn freundlich ein, ihm in den nächsten Tagen doch einmal an einem Abend ein Besüchlein zu machen. Schär war gern dabei. Er fragte nur, wann er für ihn Zeit habe.

« Vielleicht am nächsten Samstag ? » schlug Lioba vor und wurde sich schmerzlich bewusst, dass er eigentlich immer und jederzeit Zeit gehabt hätte.

Als er mit seiner Mappe den Hörsaal verliess, war er tief bedrückt. Also auch dieser Schär sollte künftig der Vergangenheit angehören. Es war schmerzlich, wie einem eine Studentengeneration um die andere entging. Bei den ordentlichen Professoren, dachte er, sei es zwar wohl auch nicht anders, nur erstens einmal waren sie sicher, für alle jene, die gingen, wieder Ersatz zu finden, und dann hatten sie doch bei der grossen Zahl ihrer Hörer auch die Genugtuung, in spätern Zeiten überall und immer wieder auf ehemalige Schüler zu stossen. Wenn in einem freundschaftlichen Gespräch die Rede auf einen prominenten Herrn kam, dann konnten sie schmunzeln und sagen:

« Herr Bundesrat Hitz ? Ein alter Schüler von mir ! Ja, aus Kindern werden Leute ! Man hätte es ihm damals noch nicht angesehen. Er ist mit knapper Not durchs Examen gerutscht. Aber man hat ein Auge zugedrückt, weil man wusste, der junge Mann tat, was er konnte. Übrigens ein dankbarer Mensch : er hat mir erst gestern zu meinem achtzigsten Geburtstag eine Gratulationskarte geschickt. Amtlich, portofrei, wie sich das bei seiner Stellung von selbst versteht ! »

Aber wenn sich nach Jahren einmal

zufällig zwei seiner ehemaligen Schüler treffen sollten und das Gespräch wirklich auf ihn käme, dann würde es höchstens so verlaufen :

« Ja, dieser Privatdozent, bei dem wir doch beide seinerzeit gehört haben, wie hiess er doch, dieser komische Mensch mit dem Bart ? »

« Lioba ? »

« Richtig, lebt er noch ? »

« Ja, soviel ich gehört habe, schreibt er jetzt ausschliesslich. »

« Philosophisches ? »

« Keine Spur, Adressen. »

* * *

Es ist schwer, sich kostspielige Laster abzugewöhnen, wenn man sie hat; aber es ist unmöglich, wenn man sie nicht hat. Und Lioba hatte keine kostspieligen Laster. Er hatte überhaupt keine Laster und führte eigentlich, wie ihm vorkam, ein recht bescheidenes Leben. Er musste zu Sparmassnahmen greifen. Das war keine Frage. Zu drakonischen Sparmassnahmen ! Aber wie ? Gewiss, er konnte von seinen Massanzügen abgehen. Er war entschlossen, das zu tun. Die billigste Konfektion war für ihn gerade gut genug. Dieser Beschluss fiel ihm leicht, da er sich für den nächsten Sommer vom letzten Jahre her noch gut eingedeckt wusste. War es im weitern nicht unverantwortlich, dass er ein Zimmer bewohnte, welches ihn im Monat – wohlverstanden ohne Pension – 100 Franken kostete ? Sicher gab es heute Zimmer genug für 80, was 80 ? 30, 25, 20 Franken. Natürlich nicht im Stadtzentrum. Auch nicht in einer Villa auf dem Zürichberg oder überhaupt in der Nähe der Universität. Aber da waren ja andere, billigere Quartiere, und er war nicht stolz. Ein Dachstockzimmerchen, eine kleine, abgeschrägte Mansarde, das war für ihn das richtige. Sie würde kein fliessendes Wasser haben, aber wozu denn ? Keine Zentralheizung, ein kleiner Ofen erfüllt den Zweck ebenso gut. Im Gegenteil, da konnte man erst so richtig sparen. Warum diese Verweichlichung ? Wenn das Zimmer zu kalt war, so stand es ihm immer noch frei, gemütlich im warmen Bette zu lesen. Elektrisches Licht ? Waren die unsterblichen Werke Immanuel Kants unter dem Schein einer Glühbirne entstanden ? Und Plato wäre gewiss für die bescheidenste Petrollampe mehr als dankbar gewesen.

Die Sache hatte nur einen Haken. Konnte er es übers Herz bringen, Frau Schüepp, so wie die Dinge für sie augenblicklich lagen, das Zimmer zu kündigen ? Er wusste, es stand um die Pension Schüepp schlecht, sehr schlecht. Die seriösen Dauermieter von ehemals waren alle verschwunden. Was da gegenwärtig in der Pension wohnte, waren alles « Zugvögel », wie Frau Schüepp sie nannte, und nicht die seriösesten dazu. Überdies stand schon seit längerer Zeit immer das eine oder andere Zimmer völlig leer. Man merkte diese Änderung Frau Schüepp an. Die Tatsache, dass sie überhaupt Haare hatte war ihm erst bewusst geworden, als er sie zum erstenmal und seither immer häufiger unfrisiert sah. Die grauen Strähnen, die ihr nun seit Wochen unordentlich über das Gesicht und in den Nacken fielen, waren ein erschreckend durchsichtiges Wahrzeichen ihrer seelischen Verfassung. Früher war Frau Schüepp schon wenn sie ihm am Morgen sein Frühstück aufs Zimmer brachte, völlig angekleidet gewesen. Nun kam sie nicht mehr aus einem chinesischen Morgenrock heraus, der ihr in weit zurückliegenden und schlankern Zeiten einmal gut gestanden haben mochte, der aber jetzt verblichen und fleckig aussah. Ja, es war sogar soweit gekommen, dass Frau Schüepp ihre Besorgungen erst bei hereinbrechender Dunkelheit in diesem selben Morgenrock besorgte, verschämt davonhuschte und im Konsum und der Bäckerei nach Ladenschluss zur Hintertür hereinkam, um dort unbeobachtet ihre Einkäufe zu tätigen. Nein, er konnte es Frau Schüepp unter diesen Umständen nicht antun, das Zimmer zu kündigen, dieser Dolchstoss in den Rücken einer schwer ringenden

Witwe ging über seine Kraft. Aber da blieb eine andere Möglichkeit. Er hatte es sich vorbehalten, wöchentlich zwei- bis dreimal auswärts zu speisen. Bis jetzt hatte er allerdings diese Mahlzeiten ausser Hauses nicht dazu benutzt, um Ersparnisse zu machen, sondern um Abwechslung in die rechtschaffene, aber etwas eintönige Speisekarte der Pension Schüepp zu bringen. Er hatte gern bei Cerutti einen kleinen Rehrücken gegessen. Im Bahnhofbuffet 2. Klasse schätzte er die Tagesplatten vom Wagen, und Michel in der Zunft zur Zimmerleuten verstand einen Sole marguery zuzubereiten, wie es sich gehört. Aber es stand ihm ja völlig frei, diese Ausgänge in Ersparnismassnahmen umzuwandeln.

Sah er nicht jeden Tag auf seinem Weg in die Stadt das alkoholfreie Restaurant zur Eiche ? Hatte er nicht schon oft gehört, dass man dort für einen lächerlichen Preis einfach, aber währschaft speise ? Jean Lioba besuchte noch am gleichen Abend die « Eiche ». Als er das Lokal betrat, schlug ihm ein dicker Dunst von Milchkaffee, gebratenen, gesottenen und gedämpften Kartoffeln, von Zwiebel-, Käse-, Früchte- und andern Kuchen entgegen. Lioba überredete sich, ihn als angenehm und appetitanregend zu betrachten. Überhaupt, er war entschlossen, alles gut zu finden. Er setzte sich an einen freien Tisch und studierte die Speisekarte :

Nr. 1.
Fr. 2.30

Suppe mit Brot
Filetbeefsteak garniert
Salat
Vacherin.

War er gekommen, um zu schlemmen ?

Nr. 2.
Fr. 1.60
ohne Dessert Fr. 1.10/1.40

Reissuppe mit Brot
Bernerplatte
Sauerkraut
Bouillonkartoffeln
Köpfli mit Sauce.

Zu üppig, kam nicht in Frage.

Nr. 3.
Fr. –.60.

Suppe mit Brot
Maisbrei
Kompott.

Das war, was er suchte.

Ein ordentliches junges Mädchen trat an ihn heran. Hübsch sahen diese blaugestreiften Blüschen mit den weissen Schürzen aus, so appetitlich. Die Tochter fragte ihn, ob er mit oder ohne Tischdecke zu essen wünsche.

« Mit Tischdecke », antwortete Jean Lioba.

« Es kostet 10 Rappen mehr ! »

« Ohne Tischdecke », lächelte er die Tochter an.

Es ist unglaublich, sagte er sich, als ihm der dampfende Teller gebracht wurde, wie nahrhaft eine solche Reissuppe ist. Man hätte an dieser Reissuppe allein schon mehr als genug. Und dabei ist sie ausgezeichnet. Aber es ist natürlich nicht gesagt, dass ich sie ganz auslöffeln muss. Es gilt nun, sich daran zu gewöhnen, den Riemen enger zu schnallen. Er glaubte zu beobachten, dass die Tochter es nicht gern sah, dass sie den Teller noch halb gefüllt wieder abservieren musste. Aber schon stand der Maisbrei da und die Kompotte gleich dazu. Ein solcher Maisbrei, redete sich Lioba ein, und gar noch mit diesen Kompotten, ist vorzüglich gesund. Es nährt, ohne aufzutragen, es erfrischt, ohne aufzuregen. Man weiss ja, warum diese Italiener so kräftig sind und woher sie ihre weissen Zähne haben. Das kommt davon, wenn man sich ausschliesslich mit diesem ausgezeichneten Mais, dort Polenta genannt, ernährt. Ein kleines Schnittchen Salami dazu wäre freilich nicht zu verachten. Aber völlig unnötig, selbstverständlich.

Schade, dass ihm dieser Salami in den Sinn kommen musste. Er hatte erst zwei, drei Löffel Mais gegessen, und doch brachte er jetzt, nachdem er « Salami » gedacht hatte, keinen Löffel mehr hin-

unter. Er fühlte es, sein moralischer Rückgrat war gebrochen, da half alles nichts. Er winkte die Serviertochter zu sich heran und drückte ihr als Entschuldigung für die vollen Platten einen Franken in die Hand. Die Tochter betrachtete den Franken erstaunt.

« Der Rest ist für Sie ! » Aber die Tochter legte den Franken auf den Tisch zurück. « Trinkgelder sind verboten, und übrigens, man zahlt an der Kasse ! »

Lioba war nicht gesammelt genug, um diese Demütigung so zu empfinden, wie er sie empfunden hätte, wenn er ganz beieinander gewesen wäre.

Aber das war er nicht. Ohne eigentlich zu wissen, was er vorhatte, steuerte er in eiligen Schritten über das Bellevue, das Limmatquai, den Weinplatz, die Strehl- und Glockengasse zur Peterhofstatt hinauf und landete im obern Stübchen bei Cerutti.

« Rehrücken », flüsterte er der Serviertochter zu, « mit Spätzli. »

«Und einen Zweier Dôle, wie immer ?» fragte diese.

« Einen halben Liter ! »

Der schweizerische Nationalcharakter schliesst gelegentliche Exzesse nicht aus. Aber sie sind von kurzer Dauer. Ein bodenständiger Schweizer schämt sich jeder Zügellosigkeit. Er geht in sich. So auch Lioba. Schon am nächsten Abend speiste er wieder in der «Eiche» und blieb dabei, diese Stätte volkstümlicher Ernährung regelmässig dreimal wöchentlich zu besuchen.

* * *

Selbst ein Meisterdetektiv hat, wenn er sich für eine bestimmte Persönlichkeit interessiert, zunächst Name, Vorname, Beruf und Adresse des in Frage stehenden Individuums zu ermitteln.

Lioba kannte den Namen des Mannes, der seine Phantasie beschäftigte : er hiess Berkel. Sein Beruf stand fest : er war Student. Die Ermittlung seiner Adresse kostete ihn ausser den 30 Rappen für das « Verzeichnis der Dozenten und Studierenden an der Universität Zürich » nichts. Berkel, Josef, cand. jur., wohnte an der Rickenstrasse 65, III. Stock links, bei Schmidt. Lioba war bereit, weder Zeit, noch Mühe zu sparen, um diese zwar wichtigen, aber farblosen Personalien durch jene Details zu ergänzen, die ihm als Waffe im Kampf um Miggi Rappold dienen konnten. Nur über den Weg zu diesem eindeutigen Ziele war er sich noch nicht im klaren. Der Zufall, ohne welchen auch ein Sherlock Holmes ein hilfloser Waisenknabe wäre, kam ihm zu Hilfe.

Jean Lioba hatte sein Zimmer zu Ehren des Besuches des Studenten Schär entsprechend hergerichtet. Er hatte einige Bücher teils geschlossen, teils aufgeschlagen über Tisch und Couch verstreut und auf das Pult etwas Weniges an Manuskriptpapier gebreitet. Nicht um aufzuschneiden, sondern nur um dem gerechten Anspruch nachzukommen, den ein Student an die Klause eines Gelehrten und Privatdozenten macht.

Herr Schär kam pünktlich auf den Glockenschlag, in einem adretten blauen Anzug. Er gehörte, Lioba stellte es mit Genugtuung fest, nicht zu jenen jungen Zeitgenossen, denen das verstaubteste Sportkleid für den feierlichsten Anlass eben recht ist. Herr Schär war sogar, und er rechnete es ihm hoch an, mit einem weissen, steifen Kragen geschmückt.

« Wein, Bier, Kaffee, Tee ? » fragte Lioba verbindlich. Bier wäre zwar, soviel er wusste, nicht unmittelbar greifbar gewesen und der Preis des « Tirolers », den Frau Schüepp für aussergewöhnliche Fälle ihren Pensionären in Flaschen abgezogen hatte, stand in keinem Verhältnis zu dessen Qualität. Aber Herr Schär war vernünftig genug, sich für Tee zu entscheiden.

« Machen Sie es sich recht gemütlich, Herr Schär ! » sagte Lioba und nötigte ihn, nachdem er die dort eben placierten Bücher eigenhändig wieder abgeräumt hatte, auf der Couch Platz zu nehmen.

« Darf ich fragen, wie das Thema Ihrer Dissertation lautet ? Ich weiss zwar, dass

es Doktoranden gibt, die es ungern verraten. »

« Die Umwandlung von Bussen- in Freiheitsstrafen und die Frage deren Abschaffung. Mit besonderer Berücksichtigung des Entwurfes zum schweizerischen Strafgesetz vom 23. Juli 1918. »

Lioba nickte : « Ich finde dieses Thema vorzüglich. Sie behandeln eine Spezialfrage, ein klar und deutlich abgegrenztes Gebiet und haben dadurch den häufigsten Fehler vermieden, den die Studenten bei der Wahl ihrer Dissertation begehen. »

Schär schüttelte den Kopf : « Das Gebiet ist ungeheuer. »

Lioba wollte nicht widersprechen.

« Da haben Sie wieder recht. Sobald man einer Sache wirklich auf den Grund geht, verliert man den Boden unter den Füssen. Die bescheidenste Frage, ehrlich gestellt, führt ins Unendliche. »

« Ins Uferlose, unbedingt », pflichtete ihm Schär bei. « Man müsste ein volles Menschenleben daran geben, um auch nur die Hälfte der Literatur zu lesen, die mein Problem tangiert. Das kann ich nicht. »

« Und sollen Sie nicht », stimmte Lioba bei.

« Ich bin entschlossen, mich auf jene Veröffentlichungen zu beschränken, die für die Behandlung meines Themas grundlegend sind. Ich werde auch in meinem Literaturverzeichnis nur diese Werke nennen. Das wird in gewissen Kreisen böses Blut machen. Aber tant pis. Kennen Sie die Arbeit Guggenheim: Zur Frage des Arbeitsertrages im Straf- und Sicherungsvollzug ? Sie ist 1923 erschienen. »

« Nein. »

« Oder: Seidler: Geldstrafe vom volkswirtschaftlichen und sozialpolitischen Standpunkt aus. Die Veröffentlichung steht in Conrads Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, II. Folge, Band 20 ? »

« Nein. »

« Aber: Mittenzweig: Ueber die Umwandlung der polizeilich festgesetzten Strafe in Freiheitsstrafe, in den Blättern für Rechtspflege in Thüringen ? »

« Nein », sagte Lioba zum drittenmal, und entschloss sich plötzlich, seinerseits eine Frage zu stellen, die zwar zu dem Dissertationsthema von Herrn Schär in keinem, aber dafür mit jenem Problem, das ihn gegenwärtig vor allem beschäftigte, in einem um so engern Zusammenhang stand.

« Kennen Sie Berkel ? » fragte Lioba.

« Berkel ? Berkel ! Der Name kommt mir bekannt vor. Einen Augenblick, handelt es sich nicht um einen Strafrechtler ? »

« Es handelt sich um Berkel, Josef. »

« Sie meinen doch nicht Berkel, den gelben Berkel ? »

« Berkel, Josef, cand. jur., Rickenstr. 65, III. Stock links, bei Schmidt. »

« Natürlich kenne ich diesen Berkel. Das heisst, meine Schwester kennt seine Schwester intim. Wie kommen Sie gerade auf diesen Menschen ? Was interessiert Sie an ihm ? »

« Alles ».

Herr Schär zögerte:

« Es handelt sich da um Verhältnisse, über die man nicht gern spricht. »

« Um so besser, nehmen Sie kein Blatt vor den Mund ! Ich denke, wir sind unter Männern. »

Erwartungsvoll rutschte Lioba mit seinem Stuhl dem Studenten näher. Und Schär begann auszupacken.

Fortsetzung in der nächsten Nummer.